

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 41 (1965-1966)

Heft: 4

Artikel: Haben Sie noch etwas zu bezahlen? : Erlebnisse einer Detektivin im Selbstbedienungsladen

Autor: Wüthrich, Maja

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079430>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

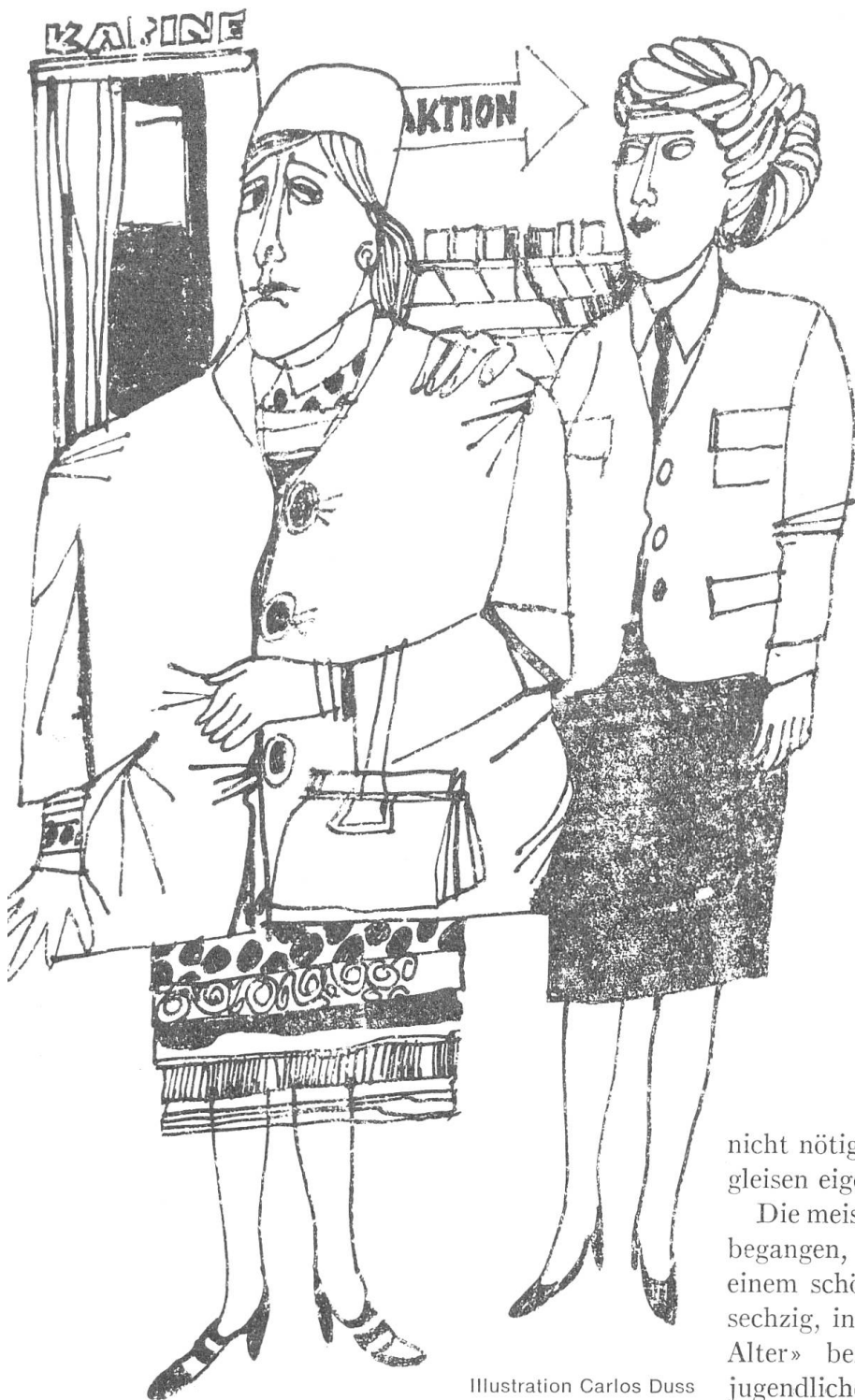


Illustration Carlos Duss

Haben Sie noch etwas zu bezahlen?

Erlebnisse einer Detektivin
im Selbstbedienungsladen

Von Maja Wüthrich

Zuerst war ich in dem großen Selbstbedienungsgeschäft als Verkäuferin angestellt. Im Laufe der Zeit zeigte es sich, daß es immer wieder Kunden gibt, die den Begriff Selbstbedienung mit einer Art Gratisabgabe verwechseln. Das heißt, sie nehmen Waren vom Gestell, ohne sie zu zahlen – kurz: sie stehlen.

Unser Betrieb sah sich gezwungen, diese schlechten Gewohnheiten gewisser «Käufer» etwas unter die Lupe zu nehmen und richtete zu diesem Zweck geeignete, mit Spiegeln versehene Beobachterposten ein. Und auf einen dieser Sperberposten setzte man dann mich.

Es stehlen gar nicht etwa nur bedürftige Leute! Unter den Ertappten fanden sich Personen, die es ihrem Stande und dem Einkommen nach wirklich

nicht nötig gehabt hätten – und denen man ein Entgleisen eigentlich auch nicht zutrauen würde.

Die meisten Warendiebstähle werden durch Frauen begangen, die ja auch unsere Hauptkunden sind. Zu einem schönen Teil stehen sie zwischen vierzig und sechzig, in den Jahren, die man sonst als das «reife Alter» bezeichnet. Männer lassen sich eher im jugendlichen Alter, zwischen sechzehn und zwanzig Jahren, zu solchen Diebstählen hinreißen. Später scheinen sie in dieser Beziehung etwas gescheiter zu werden. Verheiratete Männer stehlen in der Regel nur in Begleitung der Gattin.

Das Geschäft meldet in der Regel die Tatbestände der Polizei, welche hierauf Anzeige erstattet. Diebstähle durch Schulkinder erledigen wir wenn möglich intern, unter Benachrichtigung der Eltern.

Interessant ist die Feststellung, daß selten einer der Erwischten zu erklären vermag, warum er gestohlen hat.

Wer gibt ihm zu essen?

Das schwächliche, zehnjährige Bübchen mit seinen hungrigen Augen konnte sich nicht verstellen. Man

sah ihm schon von weitem an, daß es etwas im Sinn hatte. Ängstlich und unsicher stibitzte er in der Lebensmittelabteilung zuerst ein Limonadepulver, steckte es in den Hosensack und ging dann in die Bäckerei. Dort nahm er ein Weggli, biß gierig hinein und verschlang es sozusagen an Ort und Stelle.

«Hast du kein Geld, um etwas zu kaufen?» fragte ich.

«Nein, ich habe keines.»

«Weiß du nicht, daß das gestohlen ist, was du da gemacht hast?»

«Doch», sagte der Kleine unter Tränen, «aber ich habe Hunger.»

«Gibst du der Mutter nichts zu essen?»

«Sie ist nicht daheim.»

«Wo ist sie denn?»

«Sie ist vom Vater geschieden und jetzt am Murtensee bei ihrem Freund im Wohnwagen.»

«Bist du allein zu Hause?»

«Ich habe noch eine größere Schwester, aber die kommt immer erst um Mitternacht heim.»

Der Bub versprach, nie mehr zu stehlen; und nach Angabe von Name und Adresse ließ ich ihn gehen.

Als der Chef die Mutter verständigen wollte, stellte sich heraus, daß Name und Adresse falsch waren. Nach acht Tagen sah ich den Buben wieder im Geschäft. Ich nahm ihn aufs Büro. Er weinte und sagte, er habe aus Angst vor der Mutter gelogen.

Der Chef erklärte ihm, er könne jederzeit kommen, wenn er Hunger habe. Er werde ihm immer etwas zu essen geben; nur stehlen dürfe er nicht mehr. Und dann meldete er den Fall der Fürsorge.

Der Bub kommt seither oft ins Geschäft und drückt uns jedesmal freudestrahlend die Hand!

Ferien – bis zur Türe

«Mit den beiden Backfischen stimmt wahrscheinlich etwas nicht», sagte mein innerer Detektiv, als mir die beiden hübschen Oberländerinnen wieder unter die Augen kamen. Seit über einer Stunde schlenderten sie im Konfektionsrayon umher und diskutierten endlos bei jedem Kleidungsstück, das sie betrachteten. Immer wieder verschwanden sie mit Sachen in die Kabine, legten etwas in die entsprechenden Gestelle zurück und nahmen anderes mit zur Anprobe. Und jedesmal, wenn sie aus der Kabine traten, schienen mir ihre Tragtaschen etwas dicker geworden zu sein.

Nun behielt ich sie unter Aufsicht. Und tatsächlich: als die beiden neuerdings aus der Kabine traten, stellte ich fest, daß sie nicht alles zurücklegten, was sie zur Anprobe mitgenommen hatten. Es fehlten zwei genau gleiche Jacken. Endlich – ich hatte beinahe geglaubt, sie würden überhaupt nicht mehr weggehen – schritten sie dem Ausgang zu. Kasse? – Nein, nicht.

«Habt ihr nichts gekauft?» fragte ich sie an der Türe. Etwas erschrocken staunten sie mich an.

«N... nein, es hat uns nichts gepaßt», war die unsichere Antwort. Im Büro wurden sie aufgefordert, die Taschen zu öffnen. Ihre hübschen Gesichtchen liefen purpurrot an. Jedes der beiden Dämchen hatte für 106 Franken gestohlene Kleider in seiner Tasche, und zwar beide genau die gleichen Sachen! – Sie hatten vereinbart, die Ferien gemeinsam im Süden zu verbringen und sich zu diesem Zwecke gleich zu kleiden.

«Könnt ihr bezahlen?»

«Nein, wir haben kein Geld.»

Wir überzeugten uns selbst davon, daß ihre Geldbeutel leer waren. Sie besaßen lediglich Retourbillets nach T. – Für Auslandsferien schien aber doch irgendwo Geld vorhanden zu sein.

Nur ein Wettkampf

In der Abteilung mit den Bonbons machte man eine sonderbare Feststellung: An bestimmten Wochentagen wurde das Regal mit dem Kaugummi von irgend einem Geist jeweils fast vollständig geleert! Kaum hatte die Verkäuferin nachgefüllt, war der Berg von Kaugummi schon wieder weg – und es haperte bald einmal mit dem Nachschub.

Weil hauptsächlich Kinder und Jugendliche Kaugummikunden sind, wurde beschlossen, den Nachwuchs etwas unter die Lupe zu nehmen.

Am nächsten kritischen Vormittag wurde ein Jüngling beobachtet, der – seiner Ansicht nach offenbar unauffällig – Dutzende von Kaugummipäckli in seine Taschen praktizierte. Wahrscheinlich nicht das erste Mal. Wie wenn nichts wäre wanderte er mehrmals ganz dicht am Regal vorbei, ergriff rasch im Vorbeigehen eine Handvoll der köstlichen Dinger und steckte sie im Weiterlaufen in die Hosensäcke, die nach mehreren Raubzügen recht ansehnliche Wölbungen aufwiesen.

Mit dieser Entdeckung hatte der Kaugummi-

schwund ein Ende gefunden. Bei dem Jüngling handelte es sich um einen Gewerbeschüler, dessen Klasse an jenen Wochentagen, an denen der Chätschgummi verschwand, im nicht weit von unserer Filiale stehenden Gewerbeschulhaus Unterricht hatte. In Ermangelung einer gescheiteren Idee war diese Bubenklasse auf einen abseitsliegenden Wettkampfeinfall gekommen: Man wollte sehen, wer von den Kameraden am meisten Kaugummi zu stehlen vermochte, ohne dabei erwischt zu werden. In den Pausen kreuzte dann einer nach dem andern in unsere Filiale hinüber, während die Kameraden vor der Schule gespannt auf das Resultat der Exkursion warteten. Zuletzt wurde die Beute jedes einzelnen gezählt, und wer den größten Haufen aufweisen konnte, war Sieger und wurde belohnt.

Die größten Kanonen hatten bis zu siebzig und mehr Kaugummipäckli an einem Tag zusammengebracht! Kein Wunder, daß unser Geschäft einer «Chätschgummi-Pleite» nahe war.

Sollte man da nun weinen oder lachen? – Die Geschäftsleitung war sich im Moment darüber nicht ganz klar. Schließlich drang aber doch die Ansicht durch, es sei besser, die Polizei entscheiden zu lassen.

Nötig – oder nicht?

Im Kleiderrayon wurde ich auf eine Spanierin aufmerksam. Im Moment fiel mir an ihr allerdings noch nichts Bestimmtes auf. Sie wählte Verschiedenes aus und verschwand damit in einer Kabine, die an mein Büro grenzt. Eine unklare Ahnung ließ mich ins Büro gehen und lauschen. Und dort hörte ich von nebenan deutlich ununterbrochen Papier rascheln, als ob etwas eingepackt würde.

Bald darauf trat die Frau heraus. Sie trug nun einen großen, gebrauchten Papiersack unseres Geschäftes in der einen Hand, den ich vorher nicht gesehen hatte und der, dem Aussehen nach zu schließen, Kleidungsstücke hätte enthalten können. In der andern Hand hielt sie einen Damenpulli, der, wie ich sofort feststellte, Größe 46 aufwies. Diesen legte sie ins Rayon zurück. Ihre Statur entsprach etwa der Nummer 38.

Nun schritt sie dem Ausgang zu, ohne an die Kasse zu gehen, und ich hielt sie auf. – Im Papiersack befand sich ein Combinaison, ein Kindermantel und ein Pullover. Die Frau erklärte mit großem Wortschwall, die Sachen vor zwei Tagen hier bei

einer «schwarzen Verkäuferin» gekauft zu haben, bei welcher sie einen Umtausch beabsichtigt hätte. Die Verkäuferin sei aber nicht da. – Die Spanierin konnte natürlich nicht wissen, daß ich sie beobachtet hatte.

«Und der Kassenzettel?» fragte ich.

«Alla casa», zu Hause, behauptete sie.

Weil der Fall an und für sich klar, aber von dieser Frau hier kein Geständnis zu erhoffen war, wurde die Polizei zugezogen.

Die Uneinsichtigkeit und Verlogenheit der Angehaltenen ließen vermuten, sie habe nicht zum erstenmal gestohlen, weshalb eine Haussuchung angezeigt erschien. – Und bei dieser Gelegenheit kam denn auch ein Lager von gestohlenen Sachen für über tausend Franken zum Vorschein! Die Frau hat offenbar beabsichtigt, einen ausreichenden Notvorrat anzulegen. – Vielleicht hatte sie es nötig.

*

Vor einigen Tagen hatten wir eine andere Frau im Verdacht gehabt, eine Konserve gestohlen zu haben, waren aber nicht hundertprozentig sicher, und nach dem Motto «Im Zweifel nie» ließen wir sie unbehelligt.

Nun kam sie wieder. Während ihres Einkaufs konnte keine von uns bei ihr etwas Verdächtiges feststellen. Trotzdem erhielten wir den bestimmten Eindruck, daß bereits etwas in ihrer Tasche verschwunden sein mußte. Als sie mit dem Einkaufskorb zur Kasse kam und die darin befindlichen Waren bezahlt hatte, half ihr die Kassierin beim Einpacken. Dabei warf sie einen Blick in die Tasche der Frau und sah, daß darin bereits Zucker und Waschpulver lagen.

Weisungsgemäß ließ die Angestellte die Frau die Kasse passieren und bat sie anschließend ins Büro. Auf Vorhalt behauptete diese, die zwei Sachen irrtümlich in die Tasche gelegt und vergessen zu haben. Sie gestand dann im Lauf der weiteren Inquisition, daß sie beim letzten Besuch eine Konservendose nicht bezahlt hätte, ebenfalls irrtümlich. Sie sei einer unangenehmen Privatsache wegen momentan etwas zerstreut.

Die Frau war gut fünfzigjährig, Gattin eines Geschäftsmannes, der über ein Vermögen verfügt, das mit sechs Nullen geschrieben wird, und sie konnte monatlich über 2500 Franken verfügen. – Aber gestohlen mußte trotzdem werden. Sie behauptet zwar noch heute – irrtümlich.

Ein tapferer Bruder

Schon als sie meinen Rayon betraten, war ich davon überzeugt, daß die beiden Buben zu mausen beabsichtigten. Der eine mochte ein Sechstkläfler sein, der andere etwas älter. Sie trugen keinen Auswahlkorb, und als sie sich dann am Elektrostand, mit Taschenlampenbatterien in der Hand, verlegen umschauten, war ich meiner Sache sicher.

Nun begaben sie sich zur Papeterie. Dort wanderte die Ersatzpatrone zu einem Kugelschreiber ganz offensichtlich in den Hosensack, der sich, wie ich nun feststellte, sehr bedenklich ausbuchtete. Beim Weggang wurde natürlich die Kasse nicht angesteuert.

«Chömet einisch mit ufs Büro, Buebe!» – Mit gesenkten Köpfen gingen sie voraus.

«Was heit er alls in eune Seck?»

Zögernd legten sie den Inhalt ihrer Taschen auf den Tisch, unter anderem einige Batterien und die besagte Ersatzpatrone. Weiter kam eine rund zwanzigfränkige Mundharmonika zum Vorschein, die die Etikette eines andern Geschäftes trug.

«Heit er die o gmuuset?»

«Ja, i», erklärte der Größere niedergeschlagen, «i ha alls gno.»

Ich erinnerte mich, die Buben schon früher im Geschäft gesehen zu haben, und der Chef, der seine Pappenheimer kannte, hakte gleich ein:

«Und was hesch zletschtmal gno?»

Der Bub sah ihn erstaunt an und wurde rot.

«E Salami für zwöi nünzg», stotterte er leise.

«U vorhär, wasch vorhär no gno?»

Erst überlegte er einen Moment, dann gestand er noch leiser: «E Langspielplatte.»

Diese habe er unter dem Pullover weggeschmuggelt, erklärte er. Sonst wollte er nichts genommen haben, und man sah ihm an, daß er die Wahrheit sagte.

Nach der üblichen Ermahnung entließ sie der Chef mit der Aufforderung, den Vater zu ihm zu schicken.

Niedergeschlagen, mit Tränen in den Augen, gingen sie fort.

Am andern Tag sprach nicht der Vater der Buben bei uns vor, sondern der noch ältere Bruder, ein Neuntkläfler. Er entschuldigte sich in aller Form beim Chef für die Taten des Jüngeren und meinte, der Vater könne leider nicht kommen. Man dürfe

ihm unter keinen Umständen etwas von den Diebstählen des Bruders sagen, denn er sei zerebral gelähmt – und ein weiteres Brüderchen habe die Kinderlähmung. Der Vater habe mit seiner Krankheit allein schon genug zu schaffen.

Inständig bat er um Rücksichtnahme. Er wolle persönlich dafür sorgen, daß seine Brüder nie mehr so etwas tun würden.

Für solche Ausnahmefälle hat unser Chef stets ein Einsehen: «Es isch schön, daß du di so für di chrank Vater u für d Brüeder ysetzisch. Du bisch e tapfere, brave Bursch. Sälbverständlech nä mer Rücksicht uf die Verhältnis. Die Sach isch für üs erlediget.»

Herzlich bedankte sich der Jüngling, und erleichtert verabschiedete er sich. Die im andern Geschäft gestohlene Mundharmonika wurde von uns dorthin zurückgebracht.

Die einseitige Ohrfeige

Sie und Er kauften im Parterre ein: Lebensmittel. Ein schönes Quantum lag in ihren Einkaufskörben, als sie sich gemeinsam hinter das Konfitürengestell in der Ecke begaben und sich dort zu schaffen machten. Für mich auf dem Beobachtungsposten war das ein Alarmzeichen.

Und wirklich: die Leute, die sich vollständig unbeobachtet glaubten, begannen einzupacken. Die Frau verstaute soviel sie konnte in ihrem mitgebrachten Kofferchen, wobei sie der Gatte deckte, indem er sich so aufstellte, daß sie von andern Kunden nicht gesehen werden konnte. Und nachdem das Kofferchen voll war, steckte der Mann noch übriggebliebene Fleischwaren in seine Kleidertaschen.

Weil sich die beiden dann trennten, zog ich rasch Kolleginnen bei, um die Ausgänge zu überwachen, damit nicht etwa eines unabgemeldet verschwinden konnte.

Die Frau ging an die Kasse, wo sie etwas für 3 Franken 45 bezahlte. Nach dem Passieren der Kasse fragte ich sie, ob alles bezahlt sei. – Da kam ich aber schön an:

«Was? – alles bezahlt? – Natürlich habe ich alles bezahlt! Glauben Sie denn, ich sei eine Diebin? – Eine solche Frechheit ist mir nun doch noch nie passiert. Ich habe nicht nötig zu stehlen!» tobte die aufgebrachte Madame.

Ungerührt führte ich sie ins Büro und leerte dort

stillschweigend den Inhalt des Köffers auf den Tisch: ein ganzer Berg feiner Lebensmittel!

Darauf holten wir den Ehemann.

«Warum, was ist los?» fragte er ärgerlich.

«Ihre Frau hat eine Dummheit gemacht – sie hat gestohlen.»

«Waas? – das hat sie alles gestohlen?» rief er, scheinbar erstaunt auf den Lebensmittelhügel starrend.

Er war außer sich vor Wut und begann seine Frau mit den allerschönsten Namen aus Brehms Tierleben zu beschimpfen. Und plötzlich – wie ein Blitz aus heiterem Himmel – versetzte er ihr eine fürchterliche Ohrfeige, so daß die holde Gemahlin, aus dem Stand gerissen, mit aller Wucht in der Ecke landete.

Das sei ihm unerklärlich, schimpfte er weiter. Er sei ein ehrbarer Mann und in guter Stelle; er könne sich so etwas nicht leisten und zudem begreife er nicht, warum seine Frau so etwas tue.

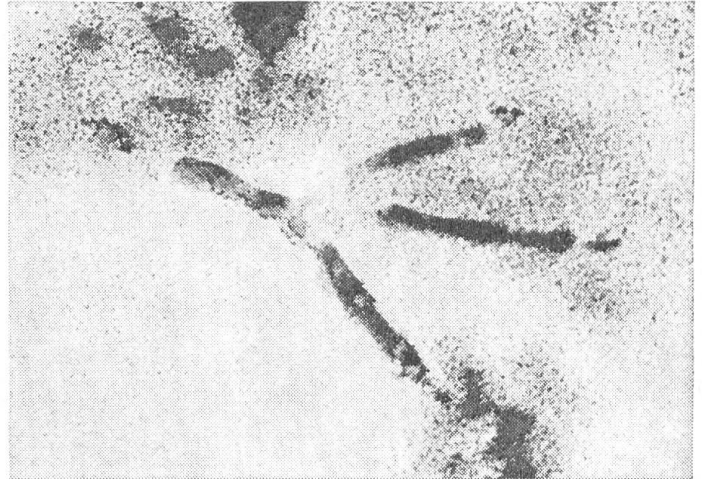
Wir hörten ihm eine Weile seine Tiraden ab. Dann erklärte der Geschäftsführer trocken, es sei wohl besser, wenn er jetzt auch seine Sachen hervorgebe, die er in den Taschen versteckt habe ... und als er ihm dann eine Tasche nach der andern durchsucht und mit den dort gefundenen Lebensmitteln Auslegeordnung gemacht hatte, war der saubere Herr Gemahl dermaßen platt, daß er den Mund nicht mehr zubrachte ...

Sonderbare Bräute

«Ist das ein goldiges Meitli!» sagte ich vor mich hin, als im Trudel des Weihnachtsgedrucks ein bildhübsches Wesen im heiratsfähigen Alter das Lokal betrat.

War es ihre Erscheinung oder sonst etwas, das mich veranlaßte, diesem Menschenkind vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken? – Ich weiß es nicht, aber ich behielt es jedenfalls ein bißchen im Auge. Sie trug eine große Tragtasche, nahm einen Korb und wandte sich dem Kleiderrayon zu. Ich sah, wie sie verschiedene Pullover und Unterröcke auswählte und damit in der Kabine verschwand. Eine Weile danach trat sie heraus und legte einige Kleidungsstücke in die Regale zurück. Mir fiel aber auf, daß das wohl nicht alle sein könnten, die sie ausgewählt hatte, und dass das vordem schlanke, fast zierliche Mädchen – plötzlich um einige Nummern dicker geworden war.

Wem gehört diese Spur?



Von Willy Gamper

Im Schilfwald am Seeufer muss auch zur kalten Jahreszeit vielfältiges Leben herrschen. Auf Schritt und Tritt kreuzen zierliche Fährtenketten meinen Weg. Ob sie von Teich- oder Blässhühnern, von der Rohrdommel oder vom Haubentaucher stammen, kann ich freilich nicht sagen. Man müsste den einen oder andern der heimlichen Fussgänger selber überraschen können. Jedes Knacken im Röhricht oder das Sirren eines dürrn Blattes veranlassen mich, spähend innezuhalten. Zwischen Schilfbüschen gibt eine offene Uferpartie den Blick aufs Wasser frei. Ich stutze; im lockeren Schneeflaum sind da ganz deutlich die Tritte eines überaus grossen Vogels abgebildet. Zwölf Zentimeter oder länger sind die einzelnen Siegel – und ganz frisch! Blitzschnell gehe ich in Gedanken alle Möglichkeiten durch. Storch und Schwan scheiden aus. Der eine weilt ja zu dieser Jahreszeit in Afrika, der andere hat breite Schwimmhäute, die sich in der Spur zeigen müssten. Bei der grossen Rohrdommel bleibe ich schliesslich stecken. Ich bücke mich, um den Tritt genauer zu untersuchen. Da bricht vor mir im Schilf unvermittelt ein Getöse los. Irgend etwas Grosses tobt durchs Röhricht; Halme splittern, Wasser klatscht auf und ein Brausen erfüllt die Luft. Erschrocken richte ich mich auf und spähe durch die Lücke in der Schilfmauer. Ueber dem Wasser streicht mit majestätischem Flügelschlag ein prächtiger Fischreiher ab. Ich blicke ihm nach, bis sich sein Umriss im Grau des Winterhimmels auflöst. Dann betrachte ich aufmerksam seine Spur und präge mir das Bild gut ein.

Weiter vorn auf der Etage wählte das mollige Dämchen hierauf eine Schülermappe aus und verschiedene andere Dinge, die sie vorerst in den Einkaufskorb legte. Nach einiger Zeit war der Korb dann jedoch fast leer, die Tasche dafür umso schwerer geworden! – Schließlich trat sie an die Kasse, zahlte eine Kleinigkeit und wollte sich aus dem Staub machen.

Für mich war der Fall klar. Was ich bei dieser Tochter zuletzt erwartet hätte, war eingetroffen: sie hatte gestohlen.

«Was fällt denn nur diesem Mädchen ein?» fragte ich mich kopfschüttelnd und schwer enttäuscht.

Im Büro fing sie bitter an zu weinen und gestand sofort alles. «Wüsstet er – i ha wölle Wienachts-gschänk mache u ha zweni Gäld gha. I bi drum verlobt und bruche ds Gäld für d Usstüür», erzählte sie schluchzend. – Hoch und heilig versprach sie, nie wieder so etwas zu tun. Und ich bin ausnahmsweise fast geneigt zu glauben, daß es ihr damit ernst war, denn kurz darauf erschien sie in Begleitung ihres Bräutigams, den sie mir freudestrahlend vorstellte; und auf Weihnachten schenkte sie mir gar eine Rose.

*

An Montagnachmittagen ist es in unserem Laden gewöhnlich etwas flau. So fiel mir denn auch gleich eine jüngere Dame auf, die soeben aus einer Anprobekabine trat und ein oder zwei Kleider Größe 42 in das entsprechende Regal zurücklegte. Ich wurde mißtrauisch, denn die Dame besaß eine Statur, die mindestens der Größe 44, eher noch 46, entsprach. Bei näherer Betrachtung stellte ich weiter fest, daß ihr Regenmantel so eng saß, daß sie ihn kaum zuknöpfen vermochte.

Hier stimmt etwas nicht, überlegte ich, und, nachdem die Dame, ohne etwas zu bezahlen, an der Kasse vorbeigeschritten war, bat ich sie in mein Büro. Sie tat sehr erstaunt und verwahrte sich voller Entrüstung gegen die Zumutung, etwas gestohlen zu haben. Und sie weigerte sich deshalb, ihren Namen zu nennen. Sie habe schließlich nichts verbrochen und es gehe uns nichts an, wer sie sei, begehrte sie auf.

Als dann aber die Polizei erschien, bequeme sie sich zu einem halben Geständnis. Sie gab wohl zu, Kleider genommen und unter den eigenen angezogen zu haben, bestritt aber die Diebstahlsabsicht mit

aller Entschiedenheit. Sie behauptete tatsächlich, nicht zu wissen, warum sie die Kleider anzog! Sie sei mit der festen Absicht gekommen, sich solche rechtmäßig zu kaufen und habe zu diesem Zweck eine Fünfhunderternote mitgenommen – die sie dann auch vorwies.

«Ich habe offenbar geträumt», sagte sie zu ihrer Entschuldigung. Es liege absolut keine Notlage vor, sie besitze Geld genug. Aber die Kleider und die Wäsche, die sie unter ihren eigenen Kleidungsstücken hinausschmuggeln wollte, wiesen doch einen Wert von über hundert Franken auf!

Die Dame war eine bessere Angestellte, bekleidete einen ausgesprochenen Vertrauensposten und beabsichtigte, sich am kommenden Samstag mit einem Akademiker zu vermählen – für die zukünftigen Ehemänner ganz nette Aussichten: sie bekommen wenigstens Frauen, die es verstehen, sich auch ohne genügend Haushaltungsgeld chic zu kleiden.

Die Wunderkiste

Zwei Männer, ein Osteuropäer und ein Schweizer, wie sich später ergab, wanderten wohl eine Stunde lang von einer Abteilung in die andere. Der eine schleppte ein großes, rechteckiges, verschnürtes Paket mit, und der andere trug den Einkaufskorb. Anfangs schenkte ich ihnen keine Beachtung, denn sie verhielten sich unauffällig und begaben sich auch mit einigen wenigen Dingen an die Kasse, zahlten wie andere Kunden und verschwanden.

Kurz darauf tauchten sie wieder im Lokal auf und führten neuerdings das beschriebene Paket mit. Ich dachte, sie hätten, wie es oft vorkommt, etwas vergessen und holten den Einkauf nach. Später suchten sie wieder die Kasse auf und verliessen das Lokal zum zweitenmal.

Zu meiner Verwunderung erschienen sie plötzlich nochmals – und immer noch schleppten sie ihr Lieblingspaket mit. Ich mußte lachen, doch erschien mir die Sache jetzt nicht mehr ganz geheuer.

Ich nahm sie also unter Kontrolle: Ihr Korb war ziemlich mit Waren gefüllt, als sie hinter einem Gestell stehen blieben und dort kurz verweilten. Bei ihrem Erscheinen stellte ich fest, daß der Korb dann fast leer war.

Hätten sie die Menge Sachen, die ich vorher im Korb sah, unter ihren Kleidern versteckt, wäre das

ganz bestimmt durch eine Veränderung ihrer Körperformen zum Ausdruck gekommen. Merkwürdigerweise war aber weder beim einen noch beim andern äußerlich eine verdächtige Erhöhung oder Ausweitung festzustellen. Mäntel trugen sie nicht. Auf dem Gestell, hinter dem sie offensichtlich die Waren hatten verschwinden lassen, liegt anderes Zeug. Darunter konnte ich auch nichts Artfremdes entdecken.

Ich mußte herausfinden, was hier vorging. – Die beiden suchten inzwischen weiter Waren aus, bis der Korb voll war. Dann schlenderten sie hinter ein anderes Gestell. Ich wartete in der Nähe, bis sie wieder erschienen. Und zu meiner Verblüffung war der Korb auch diesmal fast leer.

Sonderbar! Ich stand vor einem Rätsel, über dessen Lösung ich eben nachgrübelte, als mir plötzlich etwas auffiel: Als die beiden nämlich wieder zur Kasse gingen, schien es mir, daß das große Paket nun viel schwerer sei als vorher.

Dieser Umstand war insofern eigentümlich, als es nicht möglich sein konnte, die Waren, während den wenigen Augenblicken, da sich die zwei hinter den Regalen befunden hatten, in das Paket hinein zu versorgen. Denn dasselbe mußte dem Aussehen nach aus einer größern Kartonschachtel bestehen, die mit braunem Packpapier umwickelt und verschnürt war. Aber – Schnur lösen, Papier wegnehmen, einpacken, wieder verschnüren – nein, das alles konnte in der kurzen Zeitspanne nicht einmal eine gewiegte Packerin vollbringen. Und doch war mit dem Paket etwas los.

Nun – das wird sich schon ergeben, dachte ich und beschloß zu handeln. Und, nachdem sie die wenigen Sachen im Korb bezahlt hatten und weggehen wollten, stellte ich sie.

Zuerst taten sie recht beleidigt und begehrten der angeblich ungerechtfertigten Verdächtigung wegen auf. Wir ließen uns aber nicht beeindrucken und holten die Polizei.

Nun kam die raffinierte Diebseinrichtung an den Tag: Das Paket war seitlich mit einer Klappe versehen, die sich mittelst eines einfachen Gummizuges stets wieder schloß. Das Packpapier klebte an dieser Seite am Karton und war mit einem Rasiermesser in der Größe der Klappe so fein durchschnitten, daß man dies nur ganz aus der Nähe festzustellen vermochte. Und die ganze Schachtel war mit gestohlener Ware gefüllt, welche die Diebe bei dieser Klappe eingeschoben hatten.

Die Polizei fand heraus, daß die beiden in der Nähe unseres Geschäftes ihr Auto parkiert hatten, in welches sie jedesmal die volle Schachtel entleerten. Im Fond des Wagens lagen bereits Waren im Wert von einigen hundert Franken. – Eine gäbige Art einzukaufen!

Frau Minister

Die elegante Dame, die dem Aussehen nach aus dem Vorderen Orient stammen mußte, interessierte mich aus verschiedenen Gründen, und deshalb sah ich sie mir etwas näher an. Am Schirmstand suchte sie sich einen Schirm aus und nebenan eine Handtasche. Der Schirm kostete dreißig und die Tasche rund zwanzig Franken. Einen Rayon weiter wählte sie sonst noch eine Kleinigkeit und legte alles ordentlich in den Auswahlkorb.

Gemächlich, weitere Waren betrachtend, schritt sie dann der Kasse zu. Und auf dem Weg dorthin nahm sie, so nebenbei, Schirm und Handtasche wieder aus dem Korb... Den zusammenlegbaren Schirm schmuggelte sie nun unauffällig in ihre eigene Kommissionentasche, und die ausgesuchte Tasche hängte sie einfach dahinter an den Arm.

An der Kasse zahlte sie nur die zuletzt ausgesuchte Kleinigkeit. Die Kassierin bemerkte die andern Gegenstände nicht. Nach dem Passieren der Kasse aber hielt ich dann die aparte Frau an und bat sie mitzukommen. Es blieb ihr nicht viel anderes übrig, als die beiden Diebstähle zu gestehen. Sie machte sich jedoch nicht sehr viel daraus – ihr Mann war der Wirtschaftsminister eines der VAR-Länder, und sie befand sich mit ihm auf einer Dienstreise in der Schweiz.

«Wenn mein Mann das wüßte, würde er mich zu Fuß heimmarschieren lassen», erklärte sie leicht amüsiert in einer Mischung von Englisch, Italienisch und Französisch. «Das wäre das einzig Richtige», meinte unser Geschäftsführer nachdrücklich, worauf die Dame ihre Brieftasche hervorholte, dieser ein Bündel von etwa zehn Hundert-Dollarnoten entnahm und dem Geschäftsführer – «als Erinnerung» – eine davon schenken wollte.

Das kam natürlich nicht in Frage. Und weil für uns keine andern Sanktionen möglich sind – wurde die Frau Minister eben der Hermandad übergeben.

Ein schönes Vorbild

Eine jüngere Mutter mit zwei Töchterchen, von denen das jüngere zwei- und das ältere drei- bis vierjährig sein mochten, schlenderten von Stand zu Stand. Nebst unserem Auswahlkorb trug die Mutter ihre Kommissionentasche am Arm. Bei den Hauschuhen verweilten sie längere Zeit. Das ältere Mädchen hielt ein Paar bunte, reizende Pantöffelchen in der Hand und zeigte sie der Mutter. Diese betrachtete erst die Schühlein, überlegte einen Moment, zählte im Portemonnaie ihr Geld nach, überlegte wieder und sah sich dann suchend im Lokal um. Nachdem sie das Gesuchte – offensichtlich mich – entdeckt hatte, beugte sie sich zu ihrem Töchterchen hinunter und flüsterte ihm etwas zu.

Achtung, dachte ich, und unauffällig behielt ich die Gruppe im Auge. Ich sah nun, wie das Mädchen die Mutter etwas verständnislos anstarrte. Nachdem diese aber aufmunternd mit dem Kopf genickt und sich etwas an das Kind herangedrückt hatte, legte das letztere die Pantöffelchen in die Kommissionentasche der Mutter.

Die Frau suchte sich im Rayon noch etwas aus, verstaute es im Auswahlkorb und begab sich damit zur Kasse. Dort bezahlte sie – wie vorausgesehen – nur die Waren im Korb, und vor dem Ausgang hielt ich sie dann an.

«Heit er alls zalt?»

«I...? alls zalt?» tat sie erstaunt. «Natürli han i alls zalt – warum?»

Ich hieß sie die Tasche öffnen, wo natürlich die Pantöffelchen zum Vorschein kamen.

«Und jetz – was säget er da derzue?»

Das Gesicht der Frau lief dunkelrot an.

«Die han i nid da dri ta!» rief sie, «die het allwäg da ds Vreni gno – das Lusmeitli!»

Darauf wandte sie sich, die Ergrimmte spielend, an das Mädchen: «Was fällt dir eigetlech i – du Strupf!» schrie sie es an; «i will dir de – ga stäle!» – und eine saftige Watsche folgte zur Bekräftigung nach. Das Kind fuhr erschrocken zurück.

«Aber Mammi, du hesch mer doch sälber gseit, i söll se nume näh und i d Tasche tue, will du zweni Gäld bi der heigisch!» sagte das Kind mit großen Augen, aus welchen dicke Tränen rollten.

«Was hani gseit? – nüt hani gseit – du Strupf!» wehrte sie sich – und wenn ich das Mädchen nicht schnell am Ärmchen ergriffen und beiseite gezogen

hätte, wäre wohl eine zweite Ohrfeige gefolgt.

«Jetz isch aber gnue!» griff ich ein. «Schämet dir euch nid, es Chind ga zum Stäle z verleite u de nid es mal törfe derzue z staa – pfui! Dir sälber hättet e Chlapf verdienet, nid s Chind. I ha genau gsee, was da gspilt worden isch. Zalet die Schüeli u de wei mer de luege, was wyter geit!»

Die Frau hatte zuwenig Geld bei sich und wußte vor Verlegenheit nicht mehr weiter.

«Es isch scho rächt», fuhr ich sie an, «säget lieber nüt meh, dir machet die Sach nume no schlimmer. Uf jede Fall sit dir als Muetter es schöns Vorbild für eui Chind.»

Was soll man zu einer solchen Erziehung noch sagen?

*

Ich muß gestehen, daß es mir bei der Tätigkeit als «Warenhausdetektivin» mit der Zeit ganz gleich erging wie etwa einem Jäger, den das Jagdfieber packt. Der Reiz der Jagd ist etwas ganz besonderes – hier wie dort. Es ist derselbe Reiz, der auf der andern Seite ja zum Teil auch meine Kundschaft lockt – zum Stehlen.

Und doch ist mir bei dieser Aufgabe die menschliche Seite nicht abhandengekommen. Im Gegenteil, das Menschliche-Allzumenschliche spielt mir sogar ab und zu einen Streich: wenn sich etwa herausstellt, daß ein Kunde aus Not gestohlen hat, wenn ich alte oder gebrechliche Leute ertappe oder Kinder. Soll ich? – soll ich nicht? fragt es in mir dann. Und in manchen Zweifelsfällen habe ich gerne den Chef entscheiden lassen – und der Chef hat es richtig gemacht.

Immer wieder stehe ich vor dem Rätsel, warum eigentlich die Leute Dinge stehlen, die verhältnismäßig billig zu kaufen wären, und dann meistens auch keinen Grund für ihre Tat angeben können. Viele machen sich auch gar keine Vorstellung über die Folgen. Sie wissen nicht einmal, daß Diebstahl nur mit Gefängnis bestraft werden kann, falls die Polizei und im Anschluß daran der Richter davon Kenntnis erhalten. Was ich sagen möchte: Es lohnt sich einfach nicht – auch wenn es nur ein Spiel sein sollte!